

Uwe Storjohann

Deutsche Kinderstube 1933/34

Eine Armee marschiert auf zur Parade, in Braun, in Schwarz, in Feldgrau, die Blechmusik vorneweg: Tambour, Schellenbaum, Fanfaren, Tuba, Trommler, Pfeifer. Dahinter der Standartenträger, unzerbrechlich und leicht abwaschbar wie alle seine Kameraden. Dann in Dreierreihen, schnurgerade ausgerichtet, Gleichschritt marsch, das Fußvolk: »Sturmabteilung«, »Schutzstaffel«, »Stahlhelm«, seriengefertigt, deutsche Wertarbeit, im Dutzend billiger. Das Heer der Gehorsamen. Der es befiehlt, steht oben, steht milchschokoladenbraun auf einem Bauklotz, steht dort in stolzer Feldherrenpose, wie es sich für ihn, den ich in einer krepppapiergefütterten Extraschachtel aufbewahre, gehört. Er ist der Teuerste von allen und nur in dieser Luxusausgabe, das Stück zu zwei Mark fuffzig, erhältlich, aber dafür ist sein rechter Arm beweglich und verschieden einstellbar. Jetzt ist er eingestellt zu dem nach ihm benannten Gruß, mit dem er seine Bataillone vom Bauklotz herab huldvoll den Atem der Geschichte spüren läßt. Und links und rechts, schräg unter ihm, am Bauklotzfuß, da präsentieren sich die beiden dicken Paladine, unbeweglich zwar, doch in der Pracht der Orden und der rosa Bäckchen konkurrenzlos.

Kein Zeremonienmeister volksgemeinschaftlicher Schaulust könnte etwas auszusetzen haben an der Szene. Jeder hat den Platz, der ihm gebührt: der aus der Extraschachtel, seine Paladine und das Fußvolk, SA, SS, Stahlhelm.

Und alles in Elastolin. Reichsparteitag 1933 in der Kinderstube. Nichts kann schöner sein - außer vielleicht die Erfüllung eines hundertmal geträumten Knabentraumes. In der Spielecke, auf einem ausgedienten Küchenhocker, steht das genaue Abbild dieses Traumes:

mein Lieblings-Krämerladen.

Hinten eine Wand aus lauter braun lackierten Holzschubladen, dreireihig, die Schubladengriffe aus Perlmutter, an den

Seiten die Regale für Mischmasch und Krimskrams, ein Sammelsurium von winzigen Schachteln, Näpfen, Dosen und buntgemischtem Hökerzeug. Auf dem Fußboden fünf dickbäuchige Tonnen: die eine für Vierfruchtarmelade, die andere für eingelegte Heringe, die dritte für Sauerkohl, die vierte für Salzgurken, die fünfte für grüne Seife. Und vom, gekrönt von einer Riesen-Käseglocke, die Tonbank mit der Ladenkasse, der spiegelblanken Messingwaage und den in Doppelreihe wie zum Spalier ins Leckerland aufgestellten Bonbon-Glashäfen. Es fehlt an nichts in diesem Paradies. Die Schubladen sind gefüllt mit Zucker, Mehl, Reis, Sago, Mais kernpuder, Erbsen, Bohnen, Linsen, Salz, Buchweizen, Haferflocken, Kürbiskernen, Nudeln, Backobst, Keksen, Kandis, Roggenschrot und Brausepulver, alles in winzigen Portionen. In den Geschäften werben aus bemaltem Puffreis fabrizierte Liebespillen, Schokoladenplätzchen und Bonbons für Karies, und in der Phantasie schnuppere ich den Duft von Zimt, Anis, Gewürznelken, Vanille und Lakritz, von Safran, Stiefelwichse, Eukalyptus, Hustensaft und Mottenpulver, von Kaffeebohnen, Kokosflocken, Pfefferminztee, Aprikosen, Sauerkraut und Harzer Käse, von Knoblauch, Mayonnaise, Rhizinus und Maggi's Suppenwürfeln, Brillantine, Heringslake, Gänseschmalz und Lebertran. Mir ist zumute, als strömten die Wohlgerüche aus Tausendundeinenacht, aus den Basaren Arabiens, den Märkten des fernen Orients und den Gewürzspeichern der Südsee allesamt in diesem Laden zusammen und vereinigten sich hier mit den Ausdünstungen des heimischen Käse-, Fisch- und Terpentingewerbes.

Krämerläden gibt es viele zwischen Isebek und Alster, aber nur einer hat diesen aufregenden Duft-Hautgoût, diese einzigartige Melange aus Erlesenem und Vulgärem, diesen unvergleichlichen Nasenschmaus, dieses märchenhafte Ambiente für die Augen, nur einer, der dies alles seinen Kunden bietet: Jacob Fischer-Löwensteins Kolonialwarenladen am Grindel.

Von genau diesem Laden steht die Miniaturausgabe nun in meiner Spielecke, alles aus feinstem Kiefernholz: Konsum-Wunderland 1933 in der Kinderstube.

Und so stelle ich, wenn mir nach Krämerladenspielen zumute ist, den Anführer der braun-schwarz-grauen Elastolin-Armee einfach als den jüdischen Krämer Jacob Fischer-Löwenstein hinter die Tonbank. Damit auch Kunden zum Bedientwerden da sind, verwandle ich den ersten Paladin, in seiner pausbäckigen Schwammigkeit ohnehin eher geschlechtsneutral, von Zeit zu Zeit in eine der vielen mir vertrauten vollschlanken Damen des Grindelviertels, zum Beispiel in die tizian-rote Postsekretärswitwe Elsa Heitmann vom Grindelhof 83, Haus 5. Ich Sorge für Geschäftigkeit im Krämerladen und für steigende Umsätze. Der Laden floriert, die Konjunktur ist gut, bemalter Puffreis ist der Dauerrenner.

Daß es nicht so bleibt, liegt einzig und allein an der Familienplanung meiner Eltern. Ich bin kein Einzelkind. Ich habe einen großen Bruder. Er ist fast vierzehn, schon im Stimmbruch und seit kurzem Kameradschaftsführer in der »Hitlerjugend«. Ich selbst bin gerade acht geworden, noch nicht einmal im Pimpfenalter. Normalerweise interessiert er sich nicht für meine Kleinkinderspiele, doch an diesem Januarnachmittag des Jahres 1934 interessiert er sich. Er sieht die Krämerladen-Szenerie, stutzt, schaut vom Krämerladen auf mich, dann wieder auf den Krämerladen und - indem er mir ein Stück näher rückt - wieder auf mich, zieht die Augenbrauen hoch und fragt: »Was soll das denn?«

Ich sage: »Das ist der Krämer Fischer-Löwenstein. Er verkauft Frau Nothdurft gerade ein Pfund koscheres Backobst.« Frau Nothdurft ist die Frau vom Kellerfriseur in der Rutschbahn.

Gewöhnlich ist mein großer Bruder ein sehr lieber, fürsorglicher großer Bruder. Nun aber ist er weder lieb noch fürsorglich. Er ist streng und wütend. »Bist du meschugge? Unser Führer: Jacob Löwenstein! Und Frau Nothdurft: Hermann Göring! Du hast sie wohl nicht alle!« Unberührt vom Wasser, das mir in die Augen schießt, setzt er dem Spiel von Angebot und Nachfrage ein jähes, unfreundliches Ende. Hilflos sehe ich zu, wie er die Akteure meines Spiels kurzerhand vom Konsum-Tummelplatz entfernt.

»Den Laden säubern« nennt er es. Und Jacob Fischer-Löwenstein, Inbegriff meiner beglückendsten Kolonialwarenräume, nennt er einen »Itzig«.

»Itzig« - ein viel gebrauchtes Wort in dieser Zeit, ein Wort, das jede Illusion zerstört. Natürlich weiß ich, wen sie so bezeichnen, und natürlich weiß ich auch, daß Jacob Fischer-Löwenstein zum Beten nicht in eine Kirche geht, sondern in eine Synagoge. Ich weiß, was die, die jetzt das große Wort führen, über die Juden denken. Mein Onkel Max zum Beispiel, pensionierter Polizist und »Ludendorffer«, Schnurrbart à la Kaiser Wilhelm; nüchtern ein umgänglicher, liebenswürdiger Plauderer. Doch zweimal im Jahr, wenn »Kuchen-Oma« und »Mützen-Opa« ihre Geburtstage feiern und der Cognac reichlich fließt, verliert er Schluck für Schluck die Contenance, donnert die Skatkarten auf den Tisch und bläst zur Judenhatz: »Ab mit ihnen allen nach Palästina! Oder besser noch: Piff, paff? Piff, paff!«

Es ist jedesmal dasselbe. Spätestens nach dem zehnten Cognac wird Onkel Max zum Scharfschützen, spätestens nach dem zwölften hat er, knüllevoll, das »rassische Problem« gelöst.

Aus: Jens Michelsen (Hrsg.): Eimsbüttler Promenaden zwischen Hinterhof und Hagenbeck 1894 bis 1945. Hamburg 1994